



**PETER
HØEG
DER
SUSAN
EFFEKT**

ROMAN HANSER

Laban schaute verträumt vor sich hin. Und dann erlebte ich zum ersten Mal, wie streng er sein konnte.

»Was ist mit der Ethik? Wenn man physikalische Experimente macht, indem man Kriminelle verhört?«

Andrea Fink sah weg.

»Zuschüsse kommen nicht von selber. Justizministerium und Verteidigung bezahlen für die Entwicklung von Verhörmethoden. Und wir können ein relevantes Phänomen untersuchen.«

Laban sagte nichts.

»Das ist human. Der Effekt ist human. Im Gegensatz zu vielen anderen Prozeduren.«

Laban sagte immer noch nichts. Sein Schweigen ließ sie vom Stuhl aufspringen.

»Das ist das Problem der Physik. Sie ist immer auf diese Weise finanziert worden. Das war das, was Fermi meinte, als er sagte: Abgesehen davon, was die Atombombe sonst noch alles war, war sie auf jeden Fall große Physik.«

Sie sahen mich beide an. Offenbar war ich an der Reihe.

»Du hast mich und Laban als Versuchskaninchen benutzt«, sagte ich. »Ohne unser Wissen.«

»Ich hab dich gewarnt«, sagte sie. »Vom ersten Tag an.«

Ich richtete mich auf, um zu gehen. Laban versperrte mir die Tür.

»Ich begleite dich.«

»Mein Mann wartet draußen.«

»Ich hab mich erkundigt. Es gibt weder einen Mann noch Kinder.«

»Laban«, sagte ich. »Du hast mich heute das letzte Mal gesehen. Und selbst wenn sich das jetzt hart anfühlt, kann ich dir versichern, dass du auf lange Sicht richtig, richtig froh sein wirst, dass wir uns nicht mehr gesehen haben.«

Er trat beiseite. Aber er sah mich weiterhin an.

»Meine Güte«, sagte er langsam. »Du hast noch was anderes als Offenheit im Repertoire.«

Hinter mir schloss sich die Tür.

Mit raschen Schritten durchquerte ich die Einfahrt. Ich hatte einen guten Geschmack im Mund. Ich hatte ein klares Wort gesprochen. Das nötig war. Und ein Warnschild aufgehängt, das die Leute veranlassen würde, sich zweimal zu überlegen, ob sie es ignorieren wollten oder nicht.

Es ist dreiviertel zehn am Vormittag, Harald und ich betreten einen Raum, der mindestens 150 Quadratmeter misst und von Licht überflutet ist, das schräg durch große, bis auf den Boden reichende Bogenfenster fällt.

Ich stütze mich auf meine Krücke. An der einen Wand verläuft eine Barre. Daran stehen dreißig Kinder zwischen neun und zwölf, die Jungen in schwarzen Strumpfhosen und weißen T-Shirts, die Mädchen in grauen Leggings und Ballettrikots. An der Wand steht ein Klavier, an dem ein junger Mann sitzt.

Weder die Kinder noch der Pianist bemerken uns. Ihre ganze Aufmerksamkeit richtet sich auf die Frau, die an der Fensterwand steht.

Über das gedämpfte Pianospiele führt sie die Kinder durch das Stangentraining des klassischen Balletts. Und während sie spricht, leise und eindringlich, tanzt sie selbst.

Sie ist fünfundsechzig Jahre alt, und in all diesen fünfundsechzig Jahren hat sie ihre eigene Physis zuschanden geritten. Das heißt, sie tanzt nicht im konventionellen, körperlichen Sinn.

Aber einerseits war sie nie konventionell, andererseits ist Tanz im Grunde nicht körperlich. Im Grunde kommen die Bewegungen aus einer Region, die tiefer liegt als das Physische, und aus dieser Region strömt es bei ihr weiterhin ungehemmt, obwohl es mit ihrer Physis allmählich zu Ende geht.

Wir haben das x-mal gesehen, auch Harald, trotzdem bleiben wir stehen. Ganz gebannt, aus Respekt und Faszination gleichermaßen.

Die Fenster gehen auf den Kongens Nytorv hinaus, wir befinden uns im großen Übungssaal der Kinderabteilung des Königlichen Balletts.

Mit einer knappen Handbewegung gibt sie zu verstehen, dass die Stunde zu Ende ist, die Kinder und der Pianist klatschen, werfen ihr einen letzten anbetenden Blick zu und verlassen den Raum.

Unter dem Geruch nach Schweiß und Parfüm liegt ein Duft frischer Äpfel. Als sich die Tür hinter dem letzten Kind geschlossen hat, holt sie die Äpfel hervor.

Sie gehören zur Sorte Philippa und sind von Aqua Vitae auf Fünen gepflückt, gepresst, gegoren und zu einem intensiven, glasklaren Edelbrand von 40 Prozent destilliert worden. Sie grüßt uns mit erhobenem Glas und trinkt. Dann schwebt sie uns entgegen und umarmt uns, beide gleichzeitig.

Sie ist einen Kopf größer als ich, ihr Körper ist hart wie poliertes Holz, es war immer unheimlich, sie nackt zu sehen. Wie eine Tafel in einem Lehrbuch der Humananatomie, ohne jegliches Unterhautfettgewebe, sämtliche Muskeln und Faszien entblößt.

Ich nehme ihr Gesicht in die Hände, ziehe ihre Stirn heran und lege sie an meine.

»Hallo, Mutter«, sage ich.

Sie macht sich frei und hebt das Glas.

»Prost, meine Liebste. Und dir auch, mein Spätzchen.«

Meine Mutter hat keine kleine Garderobe wie die anderen Ballettlehrer des Königlichen Theaters, sie verfügt über ein Büro. Es hat eine Aussicht auf das Baumrund des Platzes zu ihren Füßen und nicht viele Quadratzentimeter weniger als das des Intendanten und des Ballettmeisters.

Für diese vorteilhaften Verhältnisse gibt es zwei Gründe.

Der erste lautet, dass das klassische Ballett so wie die wahre Naturwissenschaft von Meisterlehrern vermittelt wird. Im Königlichen Ballett gibt es viele gute Tänzer, aber nur einige wenige Siegelbewahrer, deren künstlerische Kapazität und phänomenale Erinnerung die Essenz der Tradition überliefern. Es verläuft eine direkte Linie von August Bournonville über die großen Tänzer des 20. Jahrhunderts bis zu Lander und Brenaa und Erik Bruhn und über diese bis zu meiner Mutter.

So weit der eine Grund für das Büro. Der zweite hat mit ihrem Wesen zu tun. Obwohl sie zu schweben, obwohl sie nicht wie wir anderen im Gegensatz zur Gravitationsbeschleunigung zu stehen, sondern im Äther zu treiben scheint, wenn sie von einem Stuhl aufsteht oder in ein Taxi steigt, so ist doch ein tieferer Teil von ihr recht geländegängig. Es gibt wohl kaum einen Menschen, der nicht alles dafür tun würde, ihr nicht in die Quere zu kommen.

»Wer ist Magrethe Spliid?«

Wir haben uns seit einem Jahr nicht gesehen. Ich weiß nicht, welchen Begrüßungssatz sie zu unserem Wiedersehen erwartet hatte – diesen wohl kaum.

»Hab den Namen nie gehört.«

Ich lege ihr das Foto vor. Sie nimmt Platz an ihrem Schreibtisch. Setzt die Brille auf. Studiert das Bild. Legt es wieder hin.

»Tut mir leid. Kann mich nicht daran erinnern, diese Frauensperson jemals gesehen zu haben. Muss eine Zufallsbekanntschaft gewesen sein. Du weißt, ich lerne Tausende von Leuten kennen.«

Sie sieht mir in die Augen. Schaut Harald an. Und trinkt, langsam und genießerisch, aus dem hohen, schlanken Glas.

Sie ist immer Alkoholikerin gewesen. Oder richtiger: Sie war immer süchtig. Der Alkohol kam erst, als sie mit fünfundvierzig mit dem Tanzen aufhörte. Davor waren es Pillen. Und Männer. Und die Aufmerksamkeit des Publikums.

Auch ihr Verhältnis zum Tanz war in gewisser Weise eine Form der Sucht.

»In Indien war uns das Glück nicht so hold«, sage ich. »Deswegen sind wir wieder zu Hause. Es gibt eine Anklage, uns drohen lange Gefängnisstrafen. Mich erwarten fünfundzwanzig Jahre.«

»Ihr werdet bestimmt vorzeitig entlassen. Wegen guter Führung. Ich schicke euch Päckchen ins Gefängnis. Mit kleinen Leckereien.«

Früher oder später erleiden alle Süchtigen einen allgemeinen ethischen Kollaps. Wenn die Masse vergeudeter Lebenszeit die Ladung zum Kippen bringt. Aber nicht meine Mutter.

Manche sind der Meinung, in ihrem Fall gebe es gar keine Ethik, die kollabieren könne.

»Es wird ein umfassendes Gerichtsverfahren geben«, sage ich. »Die Presse wird auch deinen Namen erwähnen. Das könnte Auswirkungen auf deine Position am Theater haben.«

Sie stellt das Glas ab.

»Du willst mir meinen Lebensunterhalt nehmen!«

Ich gehe zum Schreibtisch und beuge mich über sie.

»Ich bin Thits und Haralds Mutter. Bis sie in Sicherheit sind, werde ich alle zur Verfügung stehenden Methoden in Anspruch nehmen.«

Sie nimmt einen Schluck. Jetzt aber nicht mehr mit Genuss. Jetzt nimmt sie schlicht ihre Medizin.

»Weswegen bist du angeklagt, mein Schätzchen?«

»Wegen versuchten Totschlags.«

»An wem?«

»Einem Liebhaber.«

»Was hat er getan, was dein Missfallen erregte?«

»Er hat versucht, mich zu vergewaltigen. Ich hatte Schluss gemacht.«

Die Scheiben ihres Büros müssen aus besonders dickem Glas sein, so gut wie kein Verkehrslärm dringt vom Platz zu uns herein.

»Was haben wir bloß falsch gemacht in deiner Erziehung? Dass du es bei dem Versuch belassen musstest?«

Ich setze mich auf den Schreibtisch.

»Mein gutes Herz ist mit mir durchgegangen.«

Wir sehen uns an. Sie kichert. Ich kichere. Es ist geschafft. Wir haben die Verbindung hergestellt. Mutter und Tochter verstehen einander. Wie schön.

Die Bürowände sind mit sorgfältig gerahmten und gehängten Fotografien tapeziert, Harald Lander, Erik Bruhn, Nurejew, Baryschnikow, Suzanne Farrell, Peter Martins, Peter Schaufuss, Margot Fonteyn, alle signiert und mit Kuss für die wunderbare usw. Meine Mutter steht auf und geht an der Wand entlang. Bleibt vor einem Foto stehen, das in Augenhöhe hängt.

Es ist größer als die anderen. Es ist das Bild eines jungen Mannes und einer jungen Frau zu Pferd. Sie reiten im Galopp, sie sind braun gebrannt, sie sprühen vor Leben, obwohl es ein Schwarz-Weiß-Bild ist und über vierzig Jahre alt, könnte man meinen, es sei gestern aufgenommen worden. Man kann den Wald riechen und den Wind und die gebräunte Haut.

Und das Geld. Das Foto stinkt nach Geld.

Es ist ein Foto von meinen Eltern, vor einer ihrer Jagdhütten, vermutlich der im Wald bei

Rold.

Meine Mutter steht gerne vor diesem Bild. Besonders, wenn ich da bin. So ist es mit den großen Traumata. Wir kehren immer wieder zu ihnen zurück. Um uns selbst daran zu erinnern, dass es unwiderruflich zu spät ist, etwas daran zu ändern. Und trotzdem nach einem Ausweg zu suchen.

Und am liebsten haben wir Zeugen für unser tragisches Schicksal, in Sonderheit meine Mutter. Wenn es sich machen ließe, würde sie Eintrittskarten verkaufen und für alles ein Publikum haben, Toilettenbesuch inbegriffen.

»Was hast du mit dieser Hexe Magrethe zu schaffen?«

»Ich muss sie was fragen. Wenn sie antwortet, kann das Verfahren vielleicht eingestellt werden.«

»Du wirst von ihr nichts Bedeutendes erfahren. Sie ist verschlossen wie eine Auster. Ich habe seit zwanzig Jahren keinen Kontakt mehr zu ihr. Damals wohnte sie an den Seen. Aber sie ist da weggezogen. Keiner weiß ihre Adresse. Sie hat für die Verteidigung gearbeitet. Tut sie wahrscheinlich immer noch. Sie hat nie verraten, worum es ging. Irgendwas Geheimes. Aber ihr Büro war in der Kaserne Svanemøllen. Ich habe das durch einen Zufall entdeckt. Die Gymnastikschule des Heeres lag da. Sie hatten obligatorischen Unterricht im Standardtanz. Sie bekamen die besten Lehrer. Ich habe da ein paar Jahre die Vertretung übernommen, die Bezahlung war anständig. Irgendwann sah ich sie in einem der Gebäude verschwinden. Seitdem haben wir uns ein paar Mal da draußen getroffen, freitags, wenn ich keine Probe hatte, und einen Spaziergang in die Stadt gemacht.«

»Wie kann ich sie kontaktieren?«

Aus einer Schublade holt sie eine Karte aus Büttenpapier, darauf ihre Initialen in Prägedruck. Und einen Füller mit breiter Feder, die das richtig spektakuläre Schriftbild liefert, wenn sie Fotos oder Programme signiert. Dann fängt sie an zu zeichnen.

»Hier ist die Brücke über den Bahngraben, die auf das frühere Kasernengelände führt. Unbefugte haben keinen Zugang; seit sie dort Luxuswohnungen gebaut haben, ist da ein Schlagbaum mit Wache. An der müsst ihr irgendwie vorbei. Das Gebäude, in dem sie arbeitet, liegt am äußersten Ende. Zwischen ihm und den Bürogebäuden gibt es nach wie vor mehrere Ballspielplätze, die zur Gymnastikschule gehörten. Und ein kleines Stadion für Leichtathletik.«

Sie zeichnet eine ellipsoide Arena. Dahinter ein Rechteck. In der nordwestlichen Ecke des Rechtecks macht sie ein Kreuz.

»Sie hatte immer ein fast erotisches Verhältnis zur Zeit. Präzise wie ein Uhrwerk. Fängt an zu arbeiten, bevor der Teufel überhaupt die Schuhe anhat, ab vier Uhr morgens. Um 11 war sie immer hier zu finden. Jedenfalls damals. Und zwar täglich, auch zu Weihnachten und an Geburtstagen.«

Sie reicht mir die Karte.

»Muss ich mir um euch Sorgen machen, mein Schatz?«